

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal = Journal forestier suisse
Herausgeber: Schweizerischer Forstverein
Band: 106 (1955)
Heft: 8

Artikel: Besinnlicher Waldbummel
Autor: Greyerz, Hans von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-764543>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besinnlicher Waldbummel

Von *Hans von Greyerz*, Horgen

(Oxf.907.2)
(91.2)

«Der unausbleibliche Effekt des Schönen ist Freiheit von Leidenschaften.»
Schiller

«So sehr ist das Nichtgewollte das Wesen des Naturschönen, daß nichts widerlicher ist, als wenn in seiner Sphäre eine Absicht auf das Schöne sichtbar wird.»
Th. Vischer

Die Stille, die seit Jahren über dem Thema «Forstästhetik» ruht, ist auffällig. Ist sie vielleicht Folge davon, daß bei Wahl unseres Berufes nicht mehr die Lust und Freude am Waldesweben den Ausschlag gibt, sondern lediglich Interesse an Technik und an merkantilen Erfolgen, sich somit bei den jetzigen Kollegen eine andere Sinnesart breit macht als in früheren Zeiten? Humorvoll schrieb mir im Januar 1953 mein Bieler Forstkamerad: «Der Inspektionsbeamte mit einem kommerziellen Heiligenschein ist die imponierendere Gestalt als der sich waldbaulichen Einzelheiten widmende Wirtschaftler mit dem Fuchschwanz oder der Rebschere im Sack.» Hat sich die Selektion der Forstleute in aller Stille und seit Jahren nach dieser Richtung verschoben oder hebt die gewaltige Schwenkung der Waldbaulehre und Waldbau- praxis zum Aufbau natürlicher Pflanzengesellschaften und plentriger Bestockung die Schönheit des Waldes dermaßen heraus, daß forstästhetische Fragen im Keim schon wieder hinwelken? Ist übrigens der Forstmann befähigt, Landschaft und belebte Natur frei von beruflichen Interessen zu schauen und ästhetisch zu werten? Oder, die Frage anders gestellt: Deckt sich das Idealbild des Forstmanns von Wald und Landschaft mit demjenigen des Laien, und vermag der Waldbummler und Naturfreund zum vollen Genuß der Naturschönheit zu gelangen vor dem Wald- und Landschaftsbild, das der Forstmann durch sein berufliches Wirken geformt und geschaffen hat?

Rufen wir einmal in den «Wald» und horchen wir auf das Echo! Auch wenn keines sich erhebt, dürfte der Ruf wenigstens dem Einzelnen die Frage nahebringen: Leuchten mir unvergeßliche Bilder meines Forstes nach und bringen Schwung und Freude in den Betrieb, oder ist vielleicht der Schönheitsdurst am Versiegen, einem nüchternen Büro- und Renditensinn gewichen, und erhält das Schwungrad seinen Impuls nur von diesem?

Wenn hier nicht von Wald-, sondern von Forstästhetik geredet wird, so liegt dies im Beharrungsvermögen eines seit zwei Jahrhunderten eingelebten Sprachgebrauchs, der unter Forst einen dem wirtschaft-

lichen Zweck unterworfenen Holzbestand sehen will, zum Unterschied von Wald als baumbestandene Landschaft. Daß die ersten Lehrer über Wald und Holz ihrem Lehrobjekt — dem Inbegriff von Ordnung, Übersichtlichkeit und wirtschaftlicher Zweckbestimmung — schalkhaft den Titel *Forst* verliehen, d. h. den Namen des kaiserlichen, nur gelegentlich der Jagd dienenden, unwirtlichen Niemandslandes, kann nur ihrem gesunden Witz und Humor entsprungen sein, der sich lächelnd über Abgründe zwischen Sein und Sollen wie Können und Wollen hinwegsetzt. Im Gefolge hatte dies aber eine Kettenreaktion von Begriffsbildungen, die nun nicht mehr zu unterbrechen ist. Und wenn heute gelegentlich in Laienkreisen von Waldwirtschaft geredet wird, so steckt dahinter ein Ressentiment gegen alles, was man sich als forstlichen Zwang vorstellt. Die Konsequenz wäre wohl, nun fortzufahren mit Waldwissenschaft, Waldprofessur, Waldmann (statt Forstmann!) und ähnlichen schwer verdaulichen Neuschöpfungen.

Damit sei angedeutet, wie das Folgende betrachtet werden möchte.

Die Grundlagen der forstlichen Schönheitsbegriffe sind meines Wissens bisher allein erschöpfend dargestellt im Buch von Heinrich v o n S a l i s c h s «Forstästhetik», 1885. Dieser empfindsame Forstmann gibt nicht nur die Grundsätze der Schönheitslehre, sondern auch ihre praktische Anwendung, und gelangt zu eigenen Formulierungen, wie unter andern zu folgender sympathischen: «Schönheit ist Übereinstimmung der Erscheinung mit der Idee bei voller Harmonie in den Teilen.»

Zitieren wir aber aus diesem Buch noch weitere Sätze: «Die Natur wußte wohl, was sie tat, als sie der Eiche und Buche den Blumenschmuck versagte, welchen sie der Sahlweide, dem Schlehenstrauch, dem Seidelbast geschenkt hatte», oder: «Bisweilen stellt sich die Natur die Aufgabe, durch schärfer gespannte Gegensätze mächtiger auf uns zu wirken! Vorzüglich gilt dies von den Morgen- und Abendbeleuchtungen!»

Die Natur, ein mit schöpferischen Aufgaben betrautes Wesen, das aus eigener Macht und Befugnis göttliche Funktionen erfüllt? Hier zögern wir mitzugehen. Dem heutigen Geist sind solche Gedanken zu fassen und auszusprechen ein Ding der Unmöglichkeit. Ebenso nur zögernd können wir beistimmen, wenn v o n S a l i s c h die Hyperbel von G. K ö n i g (Forstmann in Eisenach zu Goethes Zeit) ohne Einschränkung anerkennt: «Ein Wald in seiner höchsten forstlichen Vollkommenheit ist auch in seinem schönsten Zustand», da ja der ständige Wandel «forstlicher Vollkommenheit» offensichtlich ist und der Zeit von G. K ö n i g Kahlschlag und Fichtenkultur leuchtendes Vorbild war, und nur mit Vorbehalt können wir dem von v o n S a l i s c h formulierten überzeitlichen Gedanken beipflichten: «Der Mensch genießt die Schönheit nicht mit den Sinnen, sondern durch den Geist. Wir freuen

uns am Schönen, wenn wir wissen, daß es vorhanden ist, auch wenn wir es nicht sehen», denn erstmalige Anschauung des Schönen ist Voraussetzung, und die Empfängnis ist nur durch die Sinne in Verbindung mit der Vernunft möglich. Solche Urteile geben Anlaß, sich darauf zu besinnen, daß sieben Jahrzehnte seit der ersten Ausgabe jenes Werkes verfließen sind, ein Zeitraum, innerhalb dessen Neigungen, Geschmack und Schönheitsempfindung Veränderungen unterworfen sein mußten.

Können die Gesetze des Schönen über Form und über Farbe isoliert für sich respektiert und genossen werden, oder sind nicht eine Mehrheit weiterer Empfindungen für den Genuß des Schauens mit diesen Gesetzen unlösbar verbunden? Ich gehe durch den Wald, in dessen tiefem Innern doch die Töne des nahen und fernen sonntäglichen Glockenspiels sich fangen, sich sogar verstärken, und der Genuß ist nicht Folge allein der Schönheit, die dem Auge sich bietet, sondern des ganzen Zusammenspiels von Wahrnehmungen durch Aug, Ohr, Nase, Zunge, Haut, also sämtlicher Sinnesorgane. *Lessing* sagt im «Laokoon»: «Es gibt in der Natur keine einzelne reine Empfindung, mit einer jeden entstehen tausend andere zugleich, deren geringste die Grundempfindung ganz verändert, so daß Ausnahmen über Ausnahmen erwachsen, die das vermeintlich allgemeine Gesetz endlich selbst auf eine bloße Erfahrung in wenig einzelnen Fällen einschränken.»

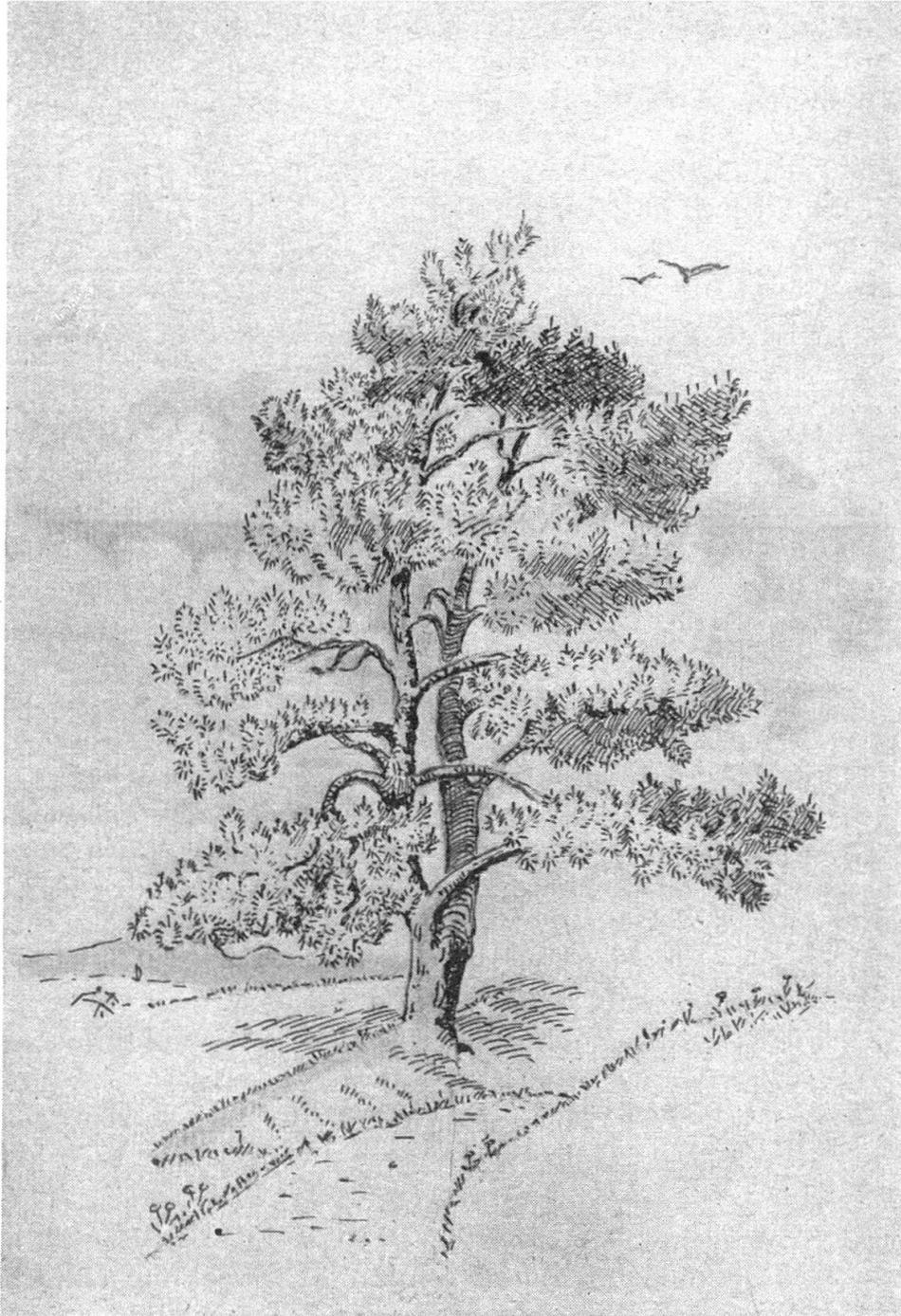
Es kommen eben dazu die Einflüsse seelischer Regungen, wie hier des Sichgeborgenfühlers, und des Reizes des Geheimnis- und Ahnungsvollen, kurz, die Anteilnahme der Psyche. Ja, diese neben den Schönheitsgesetzen wirksamen Einflüsse können die erstern geradezu auslöschen. So zum Beispiel der gemischte Waldbestand im Frühlingskleid, dessen regellos und stark geflecktes unruhiges Bild dem Auge nicht sympathisch ist, dem Wanderer aber die Glücksempfindung der Auf-erstehung in der Natur wachruft, eine Empfindung, die alle Einwendungen ästhetischer Natur ohne weiteres beseitigt. In dem Naturgenuß spielen aber Eigenschaften des Betrachters selber eine große Rolle, wie zum Beispiel diejenige seiner Lebens- und Weltanschauung, der Fülle oder Magerkeit seines Schulsackes. Wer könnte sich dem grandiosen Eindruck entziehen, den einzig die Vorstellung bewirkt, daß in jeder Zelle von Tier und Pflanze die besondere Art der Gattung und der Eltern verankert ist, was sich nur schon geltend machen kann im Betrachten einer Knospe, aus der immer nur der ganz besonders organisierte Trieb der betreffenden Baumart sich entwickeln muß. Diese Reize empfindet aber nur derjenige, dem Physiologie und Erbgesetze nicht unbekannt sind, oder als weiteres Beispiel, der Grad der beruflichen Verbundenheit mit der Natur. Es kommt doch darauf an, ob einer Landwirt, Geometer, Ingenieur, Geologe, Forstmann usw. ist.

Einiges über die Form (= Gestalt)

Um die Empfänglichkeit der Forstmannsseele für Schönheiten der Natur und die Art, wie er seiner Freude und Lust am Schönen durch besondere Waldpflege Folge gibt, genügend zu würdigen, muß man sich bewußt sein, daß Schönheit der Form und Schönheit der Farbe sich gegenseitig den Rang ablaufen wollen und daß in diesem Streit um die Krone ein absolutes Urteil nicht möglich ist, denn selten werden zwei in ihrem Entscheid übereinstimmen, und niemals können noch so kraftvolle Farbenakkorde den zeichnerisch Interessierten und Empfänglichen in der Lust des Schauens befriedigen, wenn nicht hinter der Farbe die schöne Form zur Geltung kommt. Umgekehrt wird der Andersgeartete mit Bedauern bei noch so schöner Form den Mangel an Farbe feststellen. Am ausgeglichensten aber auch am anspruchsvollsten ist jener, der in sich den Zeichner wie den Maler verspürt. Wann und wo aber die Natur je ein solches Bild, gleichwertig in Form und Farbe, vollbringt, dann und dort muß dies als seltener Glücksfall gelten.

Vor mir liegt der Park. Die Baumkronen heben sich vom klaren Himmel oder der lichten Bläue des Sees ab. Winterlicher Reif liegt auf den Ästen, und die Mischung von Laub- und Nadelholz zeichnet sich dadurch scharf ab. Ein besonders reizvolles Bild für das zeichnerisch empfängliche Auge! Noch auf Distanz ist die wunderbare Verjüngung und Verteilung von Ast zu Zweig zur Knospe oder beim Nadelholz die despotisch strenge und doch auch wieder geschmeidige Gliederung in Quirl und Spirale der Äste, in Fahnen, Pelze und Bürsten der benadelten Zweige sichtbar und gibt dem Kenner zur Lust der ästhetischen Schau hinzu den Reiz des Erkennens von Art, Unterart, Spielart und Anpassung. Aber ohne schöne Form des einzelnen Baumes oder dann der Baumgruppe, ohne die Abstufungen in Hell und Dunkel, ohne die durch Perspektive erzeugte Tiefengliederung fehlt jene Wirkung, die nur die Schönheit erzeugen kann. Es ist so, wie Schiller sagt: «In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber alles tun, denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen gewirkt, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte.» Könnte dies nicht auch als Beweis dienen, daß die Natur — Landschaft und Vegetation — für sich allein dem Anspruch auf Schönheit genügen kann, weil in ihr die Form vorerst und überwältigend wirkt?

In der Forstwirtschaft spielt die Baumform, die Kronenform und die Stammform, eine eminente Rolle. Der Wirtschaftler ist aber daran interessiert, mittels Erziehungsart und Bestandespflege in Form und Qualität gleichmäßige Baumtypen zu erreichen. Es ist daher die Frage nicht zu umgehen, ob Zweck und Ziel der Forstwirtschaft nicht dazu führen, dem Typus das Primat zu lassen und das Außergewöhnliche, den Charakterbaum, zu vernachlässigen, ja ihm das Bürgerrecht und



Föhre am Waldausgang Wührenbach

Charakterbaum im Jünglingsalter

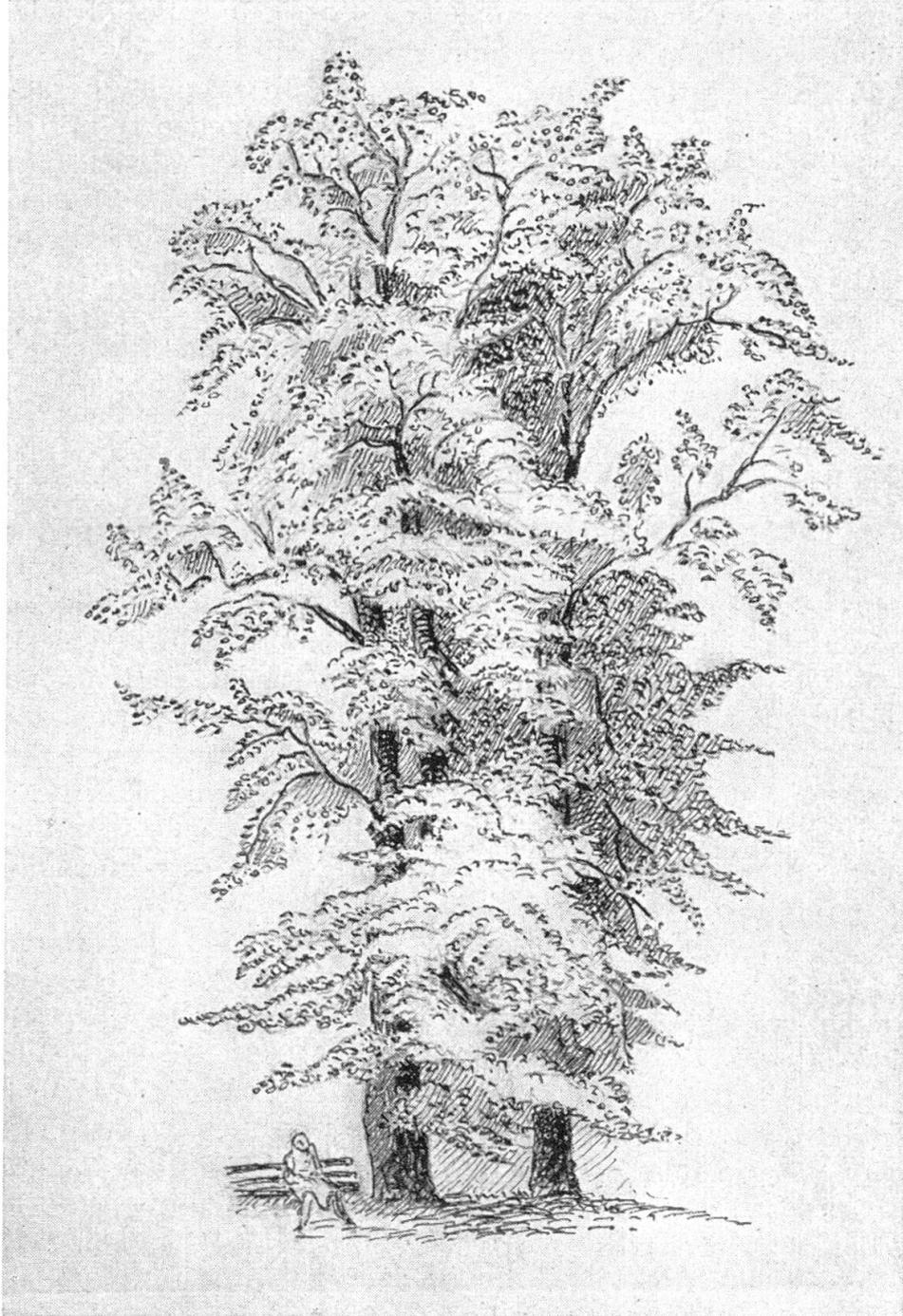
den Heimatschein zu entziehen. Wo aber ist der ästhetische Gehalt größer, beim Charakterbaum oder beim Normaltypus? Ist man sich bewußt, daß Charakterbäume zumeist eine jugendliche Wachstumsperiode durchmachen, wo der Kampf ums Dasein sie zum forstlichen Krüppel

herabsetzt und der verantwortliche Wirtschaftler es als seine Pflicht erachten muß, für Aushieb solcher nutzholzuntüchtiger Glieder zu sorgen? Mit dieser Säuberung ist aber jeder Nachwuchs von Charakterbäumen unterbunden. Der forstlich uniformierte Normalbaum trägt zweifellos auch eine gewisse natürliche Schönheit zur Schau, kann und wird aber nie den Grad der Bewunderung, Liebe und Achtung erreichen wie der in Stürmen und Bedrängnis sich behauptende, gesunde Charakterbaum. Er allein hat die Gestalt, welche alle ungehörigen Wünsche auf Besitz und Verwertung von vornherein ausschaltet, so wie man bei einem wahren Kunstwerk nicht nach den Zwecken fragt. In ihr stellt sich das dar, was völlig außerhalb der Ziele pflanzlicher und tierischer Welt liegt und in die menschliche Sphäre hinübergreift: die Behauptung der Eigenart und Persönlichkeit des einzelnen Individuums. Nichts greift dem Menschen mehr ans Herz als die Schau solcher ausdrucksvoller, stummer und doch beredter Wesen! Wer den Kupferstich von Johann Heinrich Meyer, den Olympischen Hain darstellend (fec. 1795), besitzt, der hat vor sich das wunderbare und faszinierende Bild des vollendeten Charakterbaums, den für das Laubholz gültigen Archetyp, wie ihn Goethe gefordert haben mag. Mit seiner unverdorbenen Einbildungskraft hat dieser Schweizer Künstler aus Stäfa dem in der Natur geschauten Objekt die Vollkommenheit eingefügt im Sinne, wie es Th. Vischer in seiner Ästhetik darstellt: «Wir sehen Schönes in der Natur wesentlich vermittelt des Ideals, das wir zur Anschauung mitbringen», und «Es gibt nichts Naturschönes, das nicht der Verklärung durch die Idee des Beschauers bedürfte» oder wie Goethe im Gespräch mit Eckermann meint: «Das Schöne ist ein sinnliches Wirkliche, das so erscheint, als wäre es Idee».

Ebenso eindrucksvoll wie Meyers «Olympischer Hain» sind die Kupferstiche der Baumzeichnungen von Maler Ernst Heyn im Buche Roßmäßlers «Der Wald» oder seine in Öldruck reproduzierten Baum- und Waldbilder in Anton Kerner von Marilauns «Pflanzenleben».

Wo in ausgedehnten Forsten die Bodengestalt und Bonität nur geringem Wechsel unterliegen und somit die Bestockung einfarbig ist, getreu der dort allein hingehörenden Pflanzenassoziation, könnten da nicht solche geschonten Charakterbäume wohltätigen Schmuck in die Eintönigkeit bringen, ohne das Widerliche einer Absicht kundzugeben?

Wenn das Zeichnerische, die Kontur, volle ästhetische Bedeutung, sein gewichtiges Gewicht bewahren soll, so daß es im Urteil unverrückbar standfest macht, dann müßte der *Goldene Schnitt*, diese faszinierende Proportion zwischen zwei sich entgegenstehenden Maßen, vorerst einmal in der Natur vorhanden sein und sich im Wald besonders kundtun. Ist es so, finden wir dieses Gesetz, das sich als Kanon des mensch-



Linden im Plattspitz, Zürich

Charaktervoll durch Anpassung. «Tres faciunt collegium»

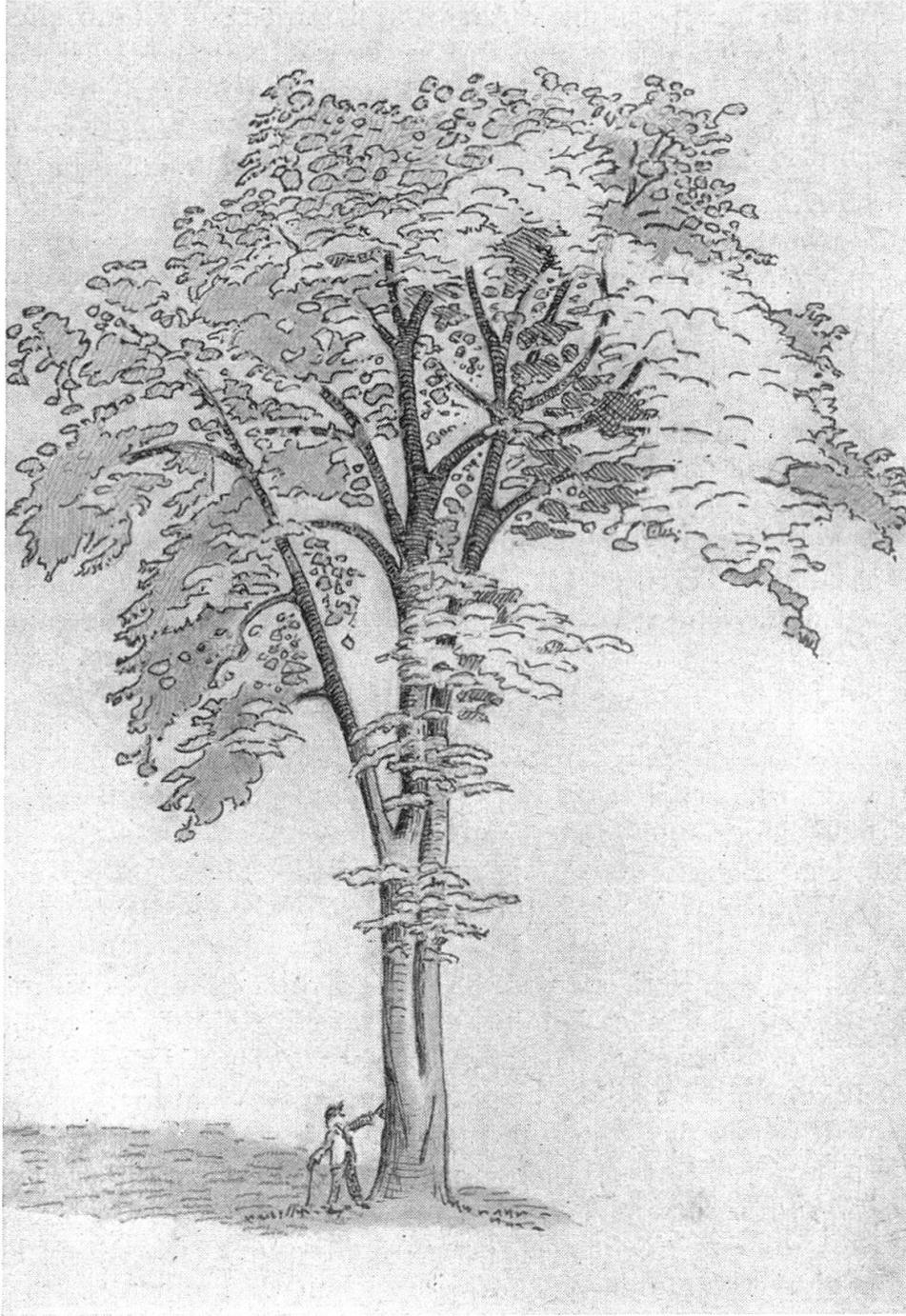
lichen Körpers geradezu aufzwingt, in der Gestalt des Baumes irgendwo wieder? Man probiere und stelle Baumhöhe zu Kronenbreite, Schafthöhe zu Kronenauslad ins Verhältnis, und man wird feststellen, daß unter hundert Fällen nur wenige diesem Schönheitsgesetz Folge leisten. Trotz-

dem führt dieser Mangel erstaunlicherweise zu keiner Beeinträchtigung der ästhetischen Empfindung. Immerhin beschränkt sich das Gesetz nicht auf die Form des Baumes allein, sondern verlangt Anerkennung auch in bezug auf die Umgebung. So sind Möglichkeiten zur Freilegung dieser reizvollen Proportion gegeben bei Ruheplätzen, Aussichtspunkten, bei markanten Objekten, wie Findlingen, Wasserbecken, Wasserfällen, Felsköpfen, Weganlagen, in der Weise, daß die Distanz der Bäume ins Verhältnis zur Baumhöhe oder zur Objektgröße gesetzt und beim Abdecken von Ausblicken auf landschaftliche Schönheiten diesem Anspruch Genüge geleistet wird. Aber des Goldes Glanz verführt gar leicht und wenn irgendwo, dann hier jener des Goldenen Schnittes.

Einiges über die Farbe

Der Frühling zieht ein, das Parkbild ändert sich Tag für Tag, die Einzelheiten verschwinden im Zusammenschmelzen der Baumkronen durch die Belaubung, und das Phänomen der Farbe macht sich geltend. Vielleicht und möglicherweise gewinnt das Bild auch an zeichnerischem Reiz, wenn dieses Zusammenschmelzen der Kronenkonturen neue, dem Auge gefällige Formen herbeiführt. Aber überwiegen mag das Farbige, Malerische, und dieses gewinnt an Reizen mit der Distanz, d. h. je mehr das Medium Luft eine Abtönung bringt, gewissermaßen eine Patina darüber wirft. Die Ferne idealisiert, sie läßt störendes Einzelnes und Unreines verschwinden, was bei Steigerung der Farbenkontraste im Herbst um so mehr erwünscht und notwendig sein mag.

Lichteffekte sind, vorweg im Plenterwald, in jeder Exposition, zu jeder Tageszeit und jedem Wetter in unbeschränkter Zahl, Variationen und Graden erreichbar. Das Licht, diese geheimnisvolle Ätherwelle, die in richtiger Dosierung und Führung vom Waldbauer verwendet, die reichsten beruflichen Früchte verspricht, ist für den Menschen immer die Fanfare des Lebens und der Freude und muß gerade im Wald beim Beschauer die tiefsten Empfindungen und erhebendsten Gemütsstimmungen auslösen. Wohin wendet man auf dem Waldweg seine Schritte lieber, dorthin wo das Ende des Weges im Dunkel oder in der Helle liegt? Entsprechend wird der Forstmann für Kronenschluß oder Freistellung sorgen. Wer kennt nicht das Bild «Eichenwald» von Maler Z ü n d , um sich bewußt zu werden, welch überraschende Bildwirkung nur eine bescheidene Kronenlücke hervorzaubern und den Maler zu seiner eigenen Schöpfung anregen kann. Wenn in den geistreichen Aphorismen von Egon F r i e d e l l gesagt wird: «Unser ganzes Geistesleben ist gewollt traditionslos, eine gewisse Verschwommenheit der Konturen gilt nicht mehr als Einwand, sondern erweckt ein gewisses Vertrauen, wir sind gegen die Kontur en principe. Unser ganzes Sehen ist nicht mehr zeichnerisch, wie es zum Beispiel das Sehen Goethes in



Esche im Plattspitz, Zürich

Charakterbaum, wirksam durch Eleganz von Stamm und Krone

so hohem Maße war. Für unsere Gesamtauffassung des Lebens und der Kunst ist aber gerade das zeichnerische Moment ganz in den Hintergrund getreten, es dominiert die Farbe, der Farbfleck. Scharfe Kontraste werden von uns ertragen, ja bis zu einem gewissen Grade gefor-

dert, unvermittelte Übergänge mühelos apperzipiert» — dann allerdings müßten die Waldbilder zurücksinken in ein geringeres Niveau der Schönheit. Denn wo haben wir im Walde scharfe Farbenkontraste? Grün, Blau, Braun überwiegen, und uns alten «Waldläufern» waren geradezu diese feinen Tönungen innerhalb der gleichen Farbe der unentbehrliche Reiz zur Glücksempfindung, wozu dann noch kommen mußte das Spiel von Schatten und Licht, von Dunkel und Hell, welches den grüngoldenen Dämmerchein des Bestandes zu einem lebendigen, Brust und Haupt umspielenden, atemfüllenden Element umwandelte.

Ein vergangenes, dem jetzigen und künftigen Menschen auf immer verschlossenes Paradies? Kaum. Die Zeiten werden vermutlich kommen, wo der Impressionismus seine Mission erfüllt und damit seine Kraft erschöpft hat und der Mensch Zeit und Lust findet, sich dem Einzelnen und Bleibenden eingehend zu widmen, um in der fertigen und bestimmten Form und Zeichnung Bestimmung und Charakter des Objekts zu sehen, so daß dann Goethes Ausspruch seine Bedeutung wieder erlangt: «Das Schöne will Bestimmtheit und volles Heraustreten in die Form.»

Einiges über die Psyche

Die Sonne steht im Zenit, man sucht die Frische und Kühle des Schattens und lagert sich im Park. Belebt von den unsichtbaren, leisen Luftwirbeln heben und senken sich die schwanken, zarten Zweige der beschattenden Buche, als ob sie atmen würde. Sicher, die Ruhe und Stille der Pflanzenwelt wird durch diese schwebende Bewegung nicht gestört, sondern nur gesteigert. Es kommt dazu «das Weben von Tönen, das nicht nur von tierischen und menschlichen Stimmen rührt, man fragt sich nicht, woher es kommt, man hat ein Gefühl, die geschäftige Natur erzähle sich selbst von ihren Werken» (Th. Vischer). Beteiligen sich die Bäume selber an der Symphonie, fahren die Vorboten eines Gewitters durch Kronen und Bestand und werfen Böen die Wipfel hin und her, rauscht es erst sachte, wächst es dann an zum Brausen und schließlich zum tosenden Ächzen, dann lauscht der Musikempfängliche, hingerissen von der Macht der Töne und der Wucht der Akkorde, dem Chor der nie verstummenden, immer gleichen Urstimmen.

Alle diese auf die Seele des Beschauers wirkenden Bilder des lebenden, wachsenden Waldes führen in der Brust des Forstmanns zu jener Glücksempfindung, die ihn bewundern und lieben macht und die Eingriffe in den Bestand nur unter größter Schonung des Waldwesens tun läßt.

Wie stellt er sich aber zur Frage von Illusion und Wirklichkeit, zu Schein und Sein? Ist es nicht so, daß der Forstmann Abneigung hat gegen ein Waldbild, dessen grandiose Fülle an Laub- und Nadelmassen, Reichtum, Stufigkeit, Kraft und Gesundheit vortäuscht, beim nähern



Weißweide. Seeanlagen Horgen

Charaktervoll durch das Sonderleben der Teile

Zusehen sich aber als wohl harmonische Pflanzengesellschaft, jedoch überwiegend als solche von Krüppelmaterial und Weichhölzern entpuppt? Ihm muß hinter dem Schönen auch das Zweckmäßige, wirtschaftlich Wertvolle stecken. Er will nicht Schein, sondern Sein. Er wird also ändern wollen, korrigieren und überleiten in andern Gehalt. Und dieser kunstvolle Umbau des Waldbildes durch den Fachmann wird den Beifall des Publikums nur dann finden, wenn das neu entstehende Waldbild den Eindruck der Gesundheit und der nur durch den natürlichen Lebenskampf beschränkten und sonst durch keine künstlichen Vorkehren gehemmten Wuchsform und Wuchskraft vermittelt. Je weniger ein Waldbild Anzeichen von wirtschaftlichen Eingriffen erkennen läßt, um so mehr wird es der Liebe des Spaziergängers und Naturfreundes gewiß sein können. Der heutige Standpunkt des Waldbaus, pflanzensoziologisch normalisierte und strukturell plenterartige Bestände heranzuziehen, mag diesen ästhetischen Anforderungen weit-

gehend Genüge leisten. Auf ihm, dem Waldbau, liegt somit das ganze Gewicht nicht nur des forstwirtschaftlichen Erfolges, sondern zugleich auch des forstästhetischen.

Und die Belange von Forstbenutzung und Forstschutz? Auch sie haben ihre Bedürfnisse durchzusetzen. Wirtschaftlich liegen sie gelegentlich im Übergewicht, und dem für die Schönheit seines Forstes bekümmerten Wirtschaftler obliegt es, das Störende der künstlichen Anlagen (Transporteinrichtungen, Holzlager, Verbauungen, Gatter usw.) nach Möglichkeit zu verhüllen. Heißt aber Verhüllen nicht wiederum dem Schein dienen? Besser wäre es auch in diesem Fall, dem Sein zum Recht zu verhelfen, indem die Proportion zwischen Naturkraft und Menschenkraft ins richtige Licht gesetzt wird.

Wenn auch alles offensichtlich Zweckmäßige — dem geistigen Auge wenigstens — gefällig ist, weil es vermeintlichen Gesetzen Folge zu leisten scheint, so ist die Frage, ob alles Zweckmäßige schön und alles Schöne zweckmäßig sei, nicht einmal in den Naturvorgängen und Naturerzeugnissen eindeutig abzulesen und sträuben wir uns gegen die Friedellsche Ansicht: «Was uns heute an der Natur entzückt, ist ihre vollendete Zweckmäßigkeit. Die Natur hat für uns nicht an ästhetischem Reiz verloren, sondern gewonnen. Die Grundparole der Natur ist Rekord, und das ist auch die Parole des heutigen Menschen.» Übersichtlichkeit, Gradlinigkeit, Sparsamkeit sei das Gesetz der Maschine und zugleich der Kanon des modernen Geschmacks. Finden oder hören wir diesen Kanon im Wald, und würde er unser Bedürfnis auf Schönheit befriedigen?

Die Frage stellen heißt sie zugleich auch beantworten. Das aber ahnen wir, wie zwischen Zweckmäßigkeit und Gesetz (Naturgesetz) eine unlösbare Bindung besteht und wie ein klar erkennbares Prinzip der Gestaltformung dem forschenden Geist Genuß gewährt, da er den Reiz empfindet, Verbindung von Wirkung und Ursache zu suchen und zu finden. Gelingt es ihm dann, nicht nur die Ursache zu erkennen, sondern auch den Grund, d. h. die metaphysische, hinter der Sache stehende — eben das Gesetz —, dann leuchtet der Funke der Wissenschaft auf!

Wie der Sonntagsbummler gerne, vielleicht sogar mit etwelcher Ungeduld den Zufall einer Begegnung mit dem Fachmann im Forst erhofft, um sich belehren und neue Schönheiten zeigen zu lassen, so möchte der hier in die Philosophie der Ästhetik mit leichtem Gepäck Hineinbummelnde die Berufenen mit der Frage stellen: Lebt der Begriff «Forstästhetik» noch, oder darf man mit einem Lächeln über ihn und ähnliche Wünsche forstlicher Romantik hinweggehen als über etwas endgültig Vergangenes und Abgetanes, oder ist es Zeit, die Grundlagen einer Ästhetik, welche den Forst betrifft, zu überprüfen und unter neuen Gesichtspunkten wieder zum Leben zu erwecken?